Ein Vermögen für die Abstellkammer

Bild: pixabay

Wohnungssuche in Stuttgart: Selbst vermeintlich perfekte Nichtraucher-Mieter ohne Haustiere und mit festen, sehr gut bezahlten Jobs suchen ewig. Wie sehen Alternativen aus, in der Wohnen kein Wettbewerb ist?

VON JESSICA LANGER UND LENA KÖRNER

Anna, 22, studiert in Stuttgart. Sie möchte aus ihrem Elternhaus in eine WG ziehen. Sie sucht ein Zimmer mit mindestens 10 Quadratmetern und für maximal 350 Euro. Anderswo überhaupt kein Problem, in Stuttgart hingegen äußerst schwierig.

Stuttgart ist nach Einwohnern die sechstgrößte Stadt Deutschlands. Schaut man sich die Fläche an, liegt die baden-württembergische Hauptstadt Stuttgart gerade mal auf Platz 20. Damit hat Stuttgart die drittgrößte Bevölkerungsdichte nach Berlin und München. Zudem werden die Preise für Mieten und Eigentum immer teurer.
Gleichzeitig leben die Menschen immer isolierter; fast die Hälfte der Menschen in Großstädten lebt allein.

Insbesondere Alleinerziehende, Menschen mit Haustieren und Geringverdiener haben es bei der Wohnungssuche nicht leicht. Ähnlich ist es für Menschen, die aus der Ferne herziehen wollen. Wer nicht zu den oft sehr kurzfristigen Besichtigungsterminen erscheinen kann, ist nahezu chancenlos.

Anna hat es vergleichsweise gut: Sie wohnt bereits in der Gegend, braucht das Zimmer nicht sofort und kann es sich daher auch leisten, nicht das erstbeste Angebot zu nehmen. Doch auch sie stößt auf Hindernisse: „Prinzipiell weiß man natürlich nie, was der genaue Grund für eine Absage war“, sagt sie. Sehr wohl wurde sie aber nach einem regelmäßigen Einkommen gefragt, wobei ihre freiberufliche Tätigkeit dabei, wie sie glaubt, als Nachteil empfunden wurde. „Mein Migrationshintergrund könnte durchaus eine Rolle bei WG-Castings gespielt haben, wenn vielleicht auch keine so große.“

Wohnungssuchende beschleicht zuweilen das Gefühl, dass Vermieter beliebige Anforderungen stellen können und alles über sie erfahren wollen: Sei es Alter, Geschlecht, Pendler-Status oder detaillierte Informationen im Rahmen der Mieterselbstauskunft – und das oftmals bevor sie Interessenten überhaupt zur Besichtigung einladen.

Aber: Während der Corona-Pandemie haben es Vermieter nicht immer leicht. So wurden Anna oftmals günstigere Zimmerpreise angeboten: „Eine Vermieterin ging mit dem Preis von 560 Euro auf 350 Euro runter, da es zu Zeiten von Corona schwer sei, jemanden zu finden. Dieses Angebot beinhaltete ein 8-Quadratmeter-Zimmer, das nur aus einem Bett bestand.“ Nach langer Suche fand Anna ein mehr als doppelt so großes Zimmer zu einem ähnlichen Preis im Studentenwohnheim.

Doch nicht jeder hat so viel Glück wie Anna. Wie kann ein Wohnungsmarkt aussehen, in der auch der „unbeliebteste“ Mieter fündig wird? Neben klassischen Ansätzen wie Nachverdichtung

gibt es viele kreative Visionen, die angespannte Situation zu lösen.

Eine davon sind sogenannte Cluster-Wohnungen. Dabei handelt es sich um kleine Wohnungen, gestaltet wie eine große WG. Neben den Wohnflächen mit eigenem Bad und Kochnische bieten sie viele Gemeinschaftsräume wie beispielsweise große Küchen und Sportgelegenheiten an. Hier leben oftmals verschiedene Generationen zusammen, die sich gegenseitig unterstützen. Dadurch können auch Einzelpersonen Teil einer Gemeinschaft sein anstatt komplett isoliert zu wohnen. Zudem sparen diese Konzepte oft Platz. So kommt man dem großen Bedarf an kleinen Wohnungen nach und bietet gleichzeitig Menschen, die zuvor in großen Wohnungen lebten, attraktive Alternativen.

Ähnlich wie bei Cluster-Wohnungen streben die meisten Anhänger der Tiny-House-Bewegung eine Gemeinschaft an, in der man sich gegenseitig hilft, Gegenstände teilt und in der Bewohner unterschiedlichen Alters vertreten sind. Dabei hat aber jeder sein eigenes kleines Häuschen.

Tiny Houses ziehen insbesondere Menschen an, die sich den Traum eines kleinen Eigenheims verwirklich wollen, ohne dafür jahrzehntelang verschuldet zu sein. Viele Tiny-House-Bewohner haben sich ihr kleines Häuschen selbst gebaut und kennen ihr Haus in- und auswendig. Zudem legen viele von ihnen Wert auf ein nachhaltiges, eher minimalistisches Leben und naturnahe Materialien beim Hausbau.

Ein Haus auf Rädern

Johanna ist erste Vorsitzende des Vereins „Tiny Houses Region Stuttgart e. V.“. Sie baut gerade an ihrem eigenen kleinen Haus auf Rädern, in das sie mit ihrem Freund einziehen will. „Wo es mal stehen wird, wissen wir noch nicht“, gibt sie allerdings zu, denn die Suche nach geeigneten Stellplätzen gestaltet sich in Stuttgart schwierig. Darüber spricht der Verein bereits mit Stuttgarter Gemeinden: „Hier und da stoßen wir durchaus auf Interesse und führen Gespräche fort. Wir beobachten aber auch, dass viele noch sehr zögerlich sind, was dieses Thema angeht. Es gibt bisher deutschlandweit keine Vorzeigeprojekte, die sich als Referenz eignen. Zudem ist das Thema Tiny House noch mit sehr vielen Vorurteilen und nicht zuletzt auch baurechtlichen Hürden belastet.“

Die Mitglieder des Vereins wünschen sich „ein Gelände, welches Platz für mehrere Tinys, ein Gemeinschaftshaus und eventuell auch eine gemeinschaftlich bewirtschaftete Gartenanlage oder andere gemeinschaftsfördernde Einrichtungen bietet.“

Tiny Houses

Der Begriff „Tiny House“ (dt.: „winziges Haus“) kommt aus den USA und beschreibt im engeren Sinn ein mobiles Haus mit einer Grundfläche bis zu 37,1 Quadratmeter. Viele Anhänger dieser Minihäuser möchten in einer Gemeinschaft naturbezogen und nachhaltiger leben und ihre geringe Wohnfläche effizient nutzen, anstatt eine große Fläche pflegen zu müssen.

Dieser Wunsch steht für die unterschiedlichen Menschen des Vereins. So gibt es Eltern, die sich nach dem Auszug der Kinder verkleinern sowie junge Leute, die minimalistisch und nachhaltig leben wollen.

Johanna kann sich auch das Leben mit Kindern im Tiny House vorstellen: “Mit kleineren Kindern ist das problemlos möglich und später kann man dann über eine Erweiterung des Tinys nachdenken.”

Johannas Vision für einen entspannteren Wohnungsmarkt sieht vor, „dass wir weggehen vom zentralen Ballungsgebiet, das sich auf die Innenstadt und die innersten Bezirke richtet. Stadtbezirke und auch die Gemeinden ringsum müssen so gestaltet sein, dass alltägliche Wege allein schon deshalb autofrei zurückgelegt werden können, weil sie kurz sind, weil alle Dinge des täglichen Bedarfs fußläufig oder mit dem Rad erreichbar sind. So dehnen sich Städte vielleicht mehr in die Fläche aus, das Leben dort wird aber attraktiver, da die Abhängigkeit von einem Zentrum geschwächt wird.“

Bild: pixabay